

Alle diese Mehrauslagen sind, wie die Titel zeigen, zeitbedingt. Weniger gegenüber 1941 erforderlich: Reinigung der Amtsolale Fr. 600, Bürobedarf Fr. 200, verschiedene Ausgaben Fr. 5700. Die Feuerungsanlagen erforderten Fr. 55 900. Seit Jahren immer gleich mit Fr. 2000 ist die Zivillistenregisterführung verrecknet. Ob den Pfarrämtern hierfür nicht auch eine angemessene Erhöhung gewährt werden sollte?

Titel II. Schulwesen.

Gesamtausgaben 1942 Fr. 217 101.51, gegenüber 1941 mit Fr. 205 363.02 eine Mehrausgabe von rund Fr. 11 800 und gegenüber dem Haushaltsplan für 1942 eine solche von rund Fr. 23 000. Die einzelnen Zweige zeigen folgendes:

a) Elementarschulen Fr. 150 394.45 (1941: 151 187.40). Weniger erfordern Gehalte der Lehrer, rund Fr. 6000, Pensionen Fr. 1800.

Zu bemerken ist, daß die Feuerungsanlagen aller Landesangehörigen bei Titel I, Allgemeine Landesverwaltung, verrechnet sind. Die einzelnen Verwaltungstitel müßten also richtigerweise mit diesen Feuerungsanlagen belastet und Titel I entsprechend entlastet werden.

b) Landesschule Fr. 43 275.77 (1941: 25 529.87). Hier ist gegenüber 1941 eine Mehrausgabe von rund Fr. 18 000, die aus der Reorganisation der Schule resultiert. Die Einrichtung des Land- und Hauswirtschaftsunterrichts erforderte allein Fr. 18 403.26; ein großer Teil davon für die neue Schulküche. Daß sich die Einführung dieser neuen Unterrichtszweige glänzend bewährt hat, sei bei dieser Gelegenheit sekundärs festgestellt.

c) Sekundärschule Fr. 12 672.09 (1941: 12 286.40), also Mehrererfordernis rund Fr. 400.

Die Neuordnung der Personalverhältnisse für die Zukunft erhöhte Anforderung stellen. Diese erhöhten Anforderungen müssen sich selbstverständlich auch auf die Landesschule in Verbindung auswirken. Die Neuordnung der Gehalte an diesen beiden Schulen ist auch für die Heranbildung des Lehrnachwuchses bringendstes Erfordernis.

d) Allgemeine Ausgaben 10 849.20 Fr. (1941: 10 383.35); Unvorhergesehenes mehr Fr. 1650, Schulbücherankauf weniger Fr. 1500.

(Fortsetzung folgt.)

Phosphor-Brandbomben

Bei den letzten Brandbombenabwürfen über schweizerischem Gebiet sind bekanntlich auch Phosphor-Brandbomben abgeworfen worden. Dabei sind zwei Systeme zu unterscheiden: Kanister und eigentliche Bomben. Deutschen Fachzeitungen entnehmen wir über deren Art und Wirkung folgende Angaben:

Die Kanister

sind gewöhnliche Gefäße aus dünnem Weißblech, wie sie normalerweise zum Transport von Benzin, Öl und dergleichen verwendet werden. Sie sind mit der Füllung, die aus Benzin oder Benzol mit einem Zusatz von Phosphor besteht, etwa 20 Kilo schwer. Eine besondere Sprengladung besitzen sie nicht. Sie zerplatzen durch ihr Gewicht beim Aufschlag auf den Boden, wobei die Flüssigkeit 10—15 Meter weit herumgespritzt wird. Da die Wandung dünn ist, ist ihre Durchschlagkraft nicht bedeutend. Sie schlagen in der Regel nur das Dach durch und entzünden sich schon im Estrich. Durchschlagender ist die Wirkung der

Phosphor-Brandbombe.

Diese besitzt ein Gewicht von etwa 14 Kilo, ist 810 Millimeter lang und hat einen Durch-

messer von 126 Millimetern. Zur Explosion wird sie gebracht durch einen Aufschlaggänger als Kopfschlag. Die zylindrische Bombe enthält etwa 0,5 Kilo Zündflüssigkeit, die ein Gemisch von Phosphor und Schwefel im Verhältnis von ungefähr 9 zu 1 darstellt, und sodann die eigentliche Brandmasse, etwa 3,5 Kilo. Die Brandmasse ist zusammengesetzt aus etwa 87 Prozent aus Benzin, zu etwa 10 Prozent aus Kautschuk (oder dem billigeren Kunstharz), 2—2,5 Prozent Phosphor und Schwefel in Spuren. Die Bombe arbeitet nach dem Ausstoßprinzip. Beim Aufschlag der Bombe wird durch einen Bolzen ein Zündhütchen angestoßen, das eine kleine Schwarzpulverladung zur Explosion bringt. Der Gasdruck schiebt die durch den Zusatz von Gummilösung zähflüssige Brandmasse nach hinten, und da der Boden der Bombe nur sehr leicht angeschwächt ist, reißt er unter dem Druck ab. Die Brandmasse wird wie aus einem Geschloßrohr nach hinten ausgestoßen, wobei sie unter der Wirkung der Schwarzpulverladung in brennendem Zustand austritt. Nach dem ersten Aufschlag senkt die Bombe ihren Weg durch mehrere Stockwerke hindurch fort, überall, da das Ausstoßen eine gewisse Zeit beansprucht, an Decken, Wänden, Möbeln fest klebende Brandfladen hinterlassend. Dabei entwickelt sie gleichzeitig einen starken, die Atmungsorgane angreifenden Qualm. Auch Blindgänger können noch nach mehreren Stunden plagen und ihren Inhalt umherstreuen. Trotz der zahlreichen Brandherde und dem starken Qualm ist

das Löschen

der Phosphor-Brandbomben keineswegs ein Ding der Unmöglichkeit, nur ist das Vorgehen etwas anders als beim Löschen der bisher und auch jetzt noch am meisten verwendeten Elektron-Thermobomben. Da Phosphor beim Berühren Vorsicht Hautschäden verursacht, ist besondere Vorsicht notwendig. Die Hausfeuerwehr darf sich den Brandfällen nicht kriechend nähern, um nicht mit den überall klebenden Brandfladen in Berührung zu kommen, sondern in gebückter Haltung. Durch das Blitzen ist es trotzdem möglich, in den untern Luftschichten noch atembare Luft vorzufinden. Zunächst werden die leicht brennbaren Gegenstände, wie Vorhänge, Betten, Leppene Gegenstände, um das Ausbreiten des Feuers zu verhindern, und dann die Brandfladen mit Sand zugelegt oder mit Wasser abgespritzt. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß bei der Bekämpfung von Phosphor-Brandbomben der Sand zu durchfließen ist, weil Phosphor sich an der trockenen Luft sofort wieder von selbst entzündet. Es ist dies der Unterschied zur Elektron-Thermobombe, bei der nur trockener Sand verwendet werden darf, da sich unter der Hitze, bei welcher Thermit verbrennt, das Wasser zersetzt und Knallgas bildet, das beim Verbrennen seinerseits wieder große Hitze entwickelt.

Nach der ersten Löschaktion

sind die Brandherde unter ständiger Kontrolle zu halten. Wie schon erwähnt, entzündet sich der Phosphor von selbst. Die Brandfladen sind daher vorsichtig, aber ja nicht etwa mit den bloßen Händen, abzutragen, am besten mit Holzstäben, Messern, oder ähnlichem. Dabei ist Wasser bereitzuhalten, um neu auftretende Brandstellen sofort löschen zu können. Besondere Aufmerksamkeit ist den Rissen im Boden zu schenken, da in diese Risse die Brandmasse geflossen sein können. Das Tragen der

Gasmasken

ist wegen der Phosphordämpfe unentbehrlich. Soldatenfurner trotz aller Vorfindung Phosphorbrandwunden auf der Haut entstanden sein, so müssen die Spritzer unter Wasser abgeschabrt und die Wunde proflorisch mit Del beträufelt werden. Unerlässliche Nachbehandlung ist unbedingt erforderlich. Wenn mehrere Räume in Brand geraten sind, die Hausfeuerwehr aber nicht überall gleichzeitig eingreifen kann, ist mit dem Löschen in den anderen Räumen durch Beschließen der Türen, die nah gehalten werden müssen,

möglichst gegen den Luftzutritt zu schützen, bis auch dort die Löschaktion einsetzen kann. Leicht brennbare Gegenstände sind aus den Nachbarräumen zu entfernen. Im übrigen verweisen wir auf die Instruktion der Hausfeuerwehren, die überall intensiv fortgesetzt wird.

Fürstentum Liechtenstein

Aus dem Fürstenhause. (Korr.)

Das hohe Fürstenpaar ist zur Vermählung Ihrer Durchlaucht Prinzessin Henriette, der Schwester des Fürsten, auf einige Tage verreist.

Am letzten Samstag traf Ihre Durchlaucht Prinzessin Marija, Gemahlin des Prinzen Johannes und Mutter des Prinzen Emanuel zum Besuche im Lande ein.

Besuch des neuen deutschen Generalkonsuls.

Gestern, den 24. August, stattete der neuernannte deutsche Generalkonsul in Zürich, Herr Dr. Karl Dienstmann, der fürstlichen Regierung seinen Antrittsbesuch ab.

Wir teilten schon kürzlich mit, daß Herr Dr. Dienstmann anfangs Juli seine Amtsgeschäfte in Zürich angetreten hat. Er wurde 1885 in Frankfurt a. d. Oder geboren, studierte Rechtswissenschaft, war Staatsanwalt und Richter in Berlin, trat hierauf ins Auswärtige Amt ein, nahm am ersten Weltkriege teil und war dann als Gesandtschaftsrat, Konsul, Generalkonsul etc. im Ausland tätig.

Eriesen — eine Erinnerung an die Wahrheit! (Eingef.)

Gegenwärtig scheint das Alter der liechtensteinischen Wallfahrts-Kapellen zur Debatte zu stehen. Da darf sich auch Eriesen zum Worte melden.

Sicher ist, daß Eriesen zu den ältesten kirchlichen Gründern im Lande gehört. Zugehörig sind wir über unsere Pfarrkirche orientiert seit 1455 und die Namen der Pfarrherren reihen sich mit einigem Anbruch zurück bis ca. 1400. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß vor 1455 die alte Burgkapelle als Pfarrkirche diente. Im Jahre Zürichkrieg 1446 wurden Burg und Kirche verbrannt. Der Name der Edlen von Erisun verschwindet, aber die Kapelle wird wieder aufgebaut und 1450 geweiht zu Ehren des hl. Marius, des bayerischen Fürstbittens in schwerer Notzeit. 1461 erhält die „Kapelle“ einen besonderen Ablassbrief für alle, die zu ihrer Erhaltung beitragen. 1494 errichtet Graf Ludwig von Brandis zu Vaduz eine Kaplanei an der Kapelle mit der Verpflichtung, wöchentlich eine hl. Messe in der Kapelle, eine auf Mariasche und eine in der Pfarrkirche zu lesen. 1640 scheint die Kapelle wieder baufällig, und der Bischof befiehlt, sie abzutragen. 1721 erfolgt eine bischöfliche Mahnung, sie instand zu stellen, sonst müßte sie geschlossen werden. Erst 1730 wurde sie restauriert und steht heute noch — siehe Frommelt, Geschichte der Kapellen und Kirchen unseres Landes, erschienen 1943 — als eine der reizvollsten Kapellen im Tal und als das geschichtliche Denkmal aus dem alten Eriesen.

Jahrhunderte hindurch zogen die Leute nicht nur von Eriesen, sondern auch aus den Nachbargemeinden nach Santamerta, wenn sie innig beten wollten, wenn ihnen im Haus oder Stall Unheil drohte, wenn sie an einem stillen Gnadenort Trost in ihrem Leide suchten, wenn sie, kurz gesagt, mit allen Fasern des Seins und des tiefsten Glaubens vor den Herrgott hintreten wollten. — Und so soll es bleiben für und für!

Walzer. — Zum Waldbrand ob Thur.

(Eingef.) Ende letzter Woche verbreitete sich hier allenthalben ein Brandgeruch, der von Graubünden herkam und so zunahm, daß fast zu Beunruhigung Anlaß vorhanden war. Man vernahm dann, daß ob Thur ein Wald brenne. Zeitweise war die Luft merklich getrübt. Junge Leute, die am Sonntag an Ort und Stelle fuhrten, schil-

bern den Brand als gewaltig. Wir kämen hier in einem solchen Falle mangels Personal und Löschmöglichkeiten in arge Verlegenheit. Denn unsere einzige Motorspritze würde nicht genügen. Es muß daher die kürzlich gemachte Anregung, es sollten noch einige Motorspritzen (vielleicht je zwei Gemeinden miteinwander; ange-schafft werden, sehr unterstützt werden.

NB. Nachstehend bringen wir noch eine Schilderung des Waldbrandes, die im „Freien Rätler“ in Chur erschienen ist. Sie lautet:

Freitagmorgen entstand gegenüber dem Schießplatz auf der Felsberger Seite ein Brand, der durch die große Trockenheit rasch um sich griff. Gegen Mittag hatte das Feuer weite Wald-Bestände zwischen Grostobel ergriffen, und gewaltige Rauchfäden zogen über den Calanda tal-abwärts. Das Feuer breitete sich rasch, durch den starken Wind begünstigt, gegen Boppa aus. Immer wieder fand man, daß die Waldbestände bis gegen 1500 und mehr Meter Höhe fast ausschließlich aus Föhren bestehen, gewaltige Feuerwurz enttandne Feuerbäume. Durch Funkenwurf entstanden neue Brandherde, und bald sah man Rauch und Flammen bei den Nesselbäben. Immer mehr breitete sich das Feuer gegen Fontanuglia und Arella aus. Die Mannschaften aus Chur, Velsella und Haldenstein, Militär, Feuerwehr, Luftschutz und Sanität wurden aufgeboten; Hunderte von Händen betätigten sich an den Löscharbeiten und trotz alledem konnte dem rasenden Element nicht Einhalt geboten werden. Mit Sprengungen, Aufwerfen von Gräben usw. wurde an manchen Stellen das Feuer eingedämmt; aber immer bedrohlicher näherte es sich Haldenstein, das gegen Abend als gefährdet angesehen wurde und vorfolglich gesichert werden mußte.

Als die Dunkelheit hereinbrach, pilgerten Hunderte von Churern auf der Vizofelste und an der Salbe hinauf und hinunter gegen den Rhein, um das schaurig-schöne Schauspiel zu betrachten.

Ein dichter Rauch verhinderte die Sicht nach dem Falmis. Dort hatte sich ein gewaltiges Rauchmeer ausgebreitet, das sich weit in das Prättigau und auch rheinabwärts schob.

Abertausende glühender Funken breiteten sich über den Calanda aus und waren anzusehen wie eine hellerleuchtete Stadt. Schaurig-schön möchte man sagen, war der Anblick der Brandstätte; wer dies gesehen, wird den Eindruck zeitlebens nicht mehr vergessen. Diese Naturkatastrophe spottete unserer Verbundenheit; denn das Feuer zündete grell in die Zimmer, sofern solche nicht abgeschirmt waren.

Um 10 Uhr, 11 Uhr brannte es noch lichterloh; es sah aus wie nach einem Bombardement. Man hörte sogar das Knistern des Feuers, je nachdem der Wind ging. Am Samstagmorgen brannte es noch überall. Welch ein Farbenpiel: der abnehmende Mond, die Sterne in der Dämmerung und die Feuergarben am Calanda.

Durch den stärker werdenden Föhn war schon am Freitag gegen Abend das Dorf Haldenstein stark bedroht. Da das dortige Reservoir zu wenig Wasser enthielt, eilte die Churer Feuerwehr zu Hilfe. Es mußte eine 700 Meter lange Schlauchleitung vom Rhein bis hinauf ins Dorf erstellt werden, um im Notfall eingreifen zu können. Ein großer Teil der Mannschaften war die ganze Nacht hindurch in der fürchterlichen Gluthitze am Calanda tätig. Leider spricht man von ungefähr 30 Verletzten, wovon einzelne schwer. Es sind mehrere Hitzschläge vorgekommen.

Am Samstagvormittag hat sich der Brand, der Windrichtung folgend, wieder mehr gegen Felsberg hin konzentriert. Die hauptsächlichsten Brandherde lagen links vom Hauptföbel oberhalb Felsberg, und zwei weitere über den Nesselbäben in beträchtlicher Höhe.

Dank des Regens ist die weitere Brandausbreitung-Gefahr abgeklungen. Das Feuer fraß sich am Sonntag noch in heimtückischer Weise weiter, und den Bekämpfungsmannschaften verwehrt wie von Anfang an immer noch Rauch und Regen den näheren Zutritt. Mit dem einsetzenden Regen fand dann das Feuer vor allem keine Vo-

sen ja wahrscheinlich, wie rigoros die Herrin Richter in solchen Fällen sind. Wenn es Ihnen möglich wäre, herauszubekommen, welche Ansprüche die Hinterlassenen stellen und ob sie bereit wären, die Angelegenheit damit als erledigt zu betrachten. . . . Es ist ja auch denkbar, daß die Polizei, wenn sie erfährt, daß der Schaden gedeckt ist und daß die Ausschütten auf Erfolge für sie nicht sehr groß sind, auch ihrerseits darauf eingehen wird. . . . ?

Warum unternehmen Sie nicht selber diese Erkundigungen, Herr Rechtsanwalt? Derartige Angelegenheiten stehen doch durchaus im Rahmen Ihrer Tätigkeit, unterbrach Ferribert, während er nachdenklich dem graublauen Rauchlein seiner Zigarette nachschaute.

„Ja. . . . Es handelt sich darum, die Spur möglichst gründlich zu verfolgen. Ich habe mir auch gedacht, vielleicht könnten Sie durchblicken lassen, daß es sich um einen Ausländer handelt, der inwieweit die Schweiz längst wieder verlassen hat.“

Er straute in seinen Ausführungen; denn die Blitze Ferriberts schienen ihm ein bißchen zu forschend auf ihn zu ruhen.

„Ein Ausländer“, sagte der Detektiv nachdenklich, „in einem Wagen mit einer Zürcher

Nummer? — Ob die Polizei darauf eingehen wird. . . .“

Doktor Fontana zuckte die Achseln. Etwas hilflos und unsicher schien er geworden. Nachdem er sich gesammelt hatte, fügte er seinem Vortrag abschließend hinzu:

„Ich habe von Ihrer außergewöhnlichen Tätigkeit gehört, Herr Ferribert. Die Behörden würden leicht glauben, daß Sie eigens zur Erlebung dieser Angelegenheit hierher gekommen seien. Das Honorar bestimmen natürlich Sie, Herr Ferribert“, sagte er noch rasch, um den schweigenden Mann für sich zu gewinnen. In seiner gleichen Art, wie zu sich selber, sagte Ferribert:

„Wenn die Behörden nicht schon lange wüßten, warum ich da bin. . . .“

Er stand rasch auf:

„Also, gut, Herr Doktor. Ich will tun, was ich kann.“

Damit verabschiedeten sich die beiden Männer, die sich in der Folge noch recht oft wiedersehen sollten.

Noch am gleichen Morgen meldete sich ein Herr Franz Koch, ein einfacher, junger Mann, dessen Fransen unten mit Metallklammern zusammengehalten waren:

„Ich bin der Freund vom Kaver Gähler. Und ich habe den Vorfall selber gesehen, weil ich dabei war. Also, wir fuhrten nebeneinander auf der rechten Seite der Straße. Es regnete Bindfaden, so daß man kaum das Vorderrad sehen konnte — von der Straße überhaupt nicht zu reden. Da plötzlich, gibt es einen Mordtrach. Ich höre noch einen Schrei. Dann sehe ich ein Auto dicht an meiner Nase vorbeirasen. Lichter hatte es keine. Aber ich sah doch, daß zwei Menschen darin waren: ein Mann und eine Frau — und daß es ein Wagen mit einer Zürcher Nummer war. Dann habe ich mich um meinen Freund kümmern müssen, der stöhnend im Graben lag. Außerdem war das Auto schon lang über alle Berge. Wenn die vom Auto etwa sagen wollen, sie wüßten von nichts — das stimmt dann natürlich nicht. Der Anwalt wartet und so laut, daß man ihn, trotz des Wetters, gehört haben muß. Außerdem hat es ja den Wagen direkt herumgeworfen. Der Fahrer muß ja seinetwegen die Gewalt über ihn verloren haben. So etwas merkt man natürlich, nicht wahr, Herr Detektiv? — Und nun habe ich erfahren, daß Sie in der Schweiz sind, und habe mir gedacht: Bestimmt halten Sie Herrn Ferribert. Wenn einer herausbringen kann, wer es gewesen ist, dann ist sicher er es. Ich habe

schon viel von Ihnen gelesen, Herr Ferribert. Und es freut mich, Sie kennen zu lernen. Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wenn es nicht so traurige Umstände wären. Den Eltern meines Freundes geht es sehr schlecht. Er hat doch für sie geforgt und nun haben sie seine Hülfe verloren und werden hungern müssen, wenn ihnen nicht geholfen wird. . . .“

Ferribert nickte seinem Gast freundlich zu und sagte:

„Sie haben mir zwar noch nicht gesagt, wo und wann der Unfall geschehen ist und was bisher in Ihrer Sache unternommen wurde. . . .“

Trotzdem kann ich Ihnen sagen: Den Eltern wird geholfen werden.“

„Da?“ rief der junge Mann freudig und rasch.

„Ich habe es gewünscht, daß Sie es fertig bringen werden und daß Sie. . . .“

Er wurde mit einem Male leinlaut und meinte:

„Leider kann ich Ihnen heute keinen Vorschlag bezahlen, Herr Ferribert. Aber Sie dürfen versichert sein, daß ich und die Eltern meines Freundes nicht undankbar sein werden. . . .“

(Fortsetzung folgt.)